

»Kommst du jetzt erst von der Schule?«

»Nein, ich war bei meinen Freunden. Reichst du mir bitte mal die Schüssel, Dicker?«

Gillou reichte ihm nicht nur die Schüssel. Er stand sogar auf und bediente seinen Bruder. Er füllte seinen Teller mit allem Drum und Dran, wärmte das Essen in der Mikrowelle auf und servierte es Fus wie ein Kellner im Restaurant. Das hat Gillou immer so gemacht. Er schien überhaupt kein Problem damit zu haben, seinen Bruder zu bedienen, im Gegenteil. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass Gillou einmal nicht strahlte, sobald er seinen großen Bruder heimkommen sah. Ein tägliches Wunder. Kaum hatte Fus seine Jacke abgelegt, war Gillou zur Stelle und erzählte ausführlich von seinem Tag. Das ging so, bis Gillou vierzehn war. Seitdem ist er zwar weniger gesprächig, aber die Freude, den Bruder zu sehen, ist dieselbe geblieben. Fus ist vom Wesen her zurückhaltender, einige Worte hatte er aber immer für Gillou übrig. Natürlich haben die beiden sich auch mal gezofft, und das nicht gerade selten, aber sie waren dennoch ein verdammt tolles Paar. Das Leben hat mir nicht allzu viele Geschenke gemacht, aber ich hatte zwei Jungs, die sich wirklich mochten, und was auch passieren würde, sie würden immer füreinander da sein.

Nach dem Abi ging Fus auf das IUT, die hiesige Fachhochschule für Technik. Keine Ahnung, ob die Mutti damit zufrieden gewesen wäre. Alle sagten, das *Institut universitaire de technologie* von Thionville sei ganz okay, aber reichte die Ausbildung dort, um Ingenieur zu werden? Ich war mir nicht sicher. Dafür würde er ganz schön büffeln müssen. Ich schäme mich, das zu sagen, aber als er davor in Metz abgelehnt worden war, war es eine echte Erleichterung für mich gewesen. Ich war noch nicht bereit, ihn wegziehen zu lassen. Er hatte es gut bei uns. Und ich brauchte ihn, auch wenn er kaum noch mit uns redete. Die Zweisamkeit mit Gillou hat mir immer Angst gemacht, ich fühlte mich dem nicht gewachsen. Welche Bedeutung hatte es schon, dass die hiesige Fachhochschule weniger hipp war.

4

An jenem Abend kam er nicht so spät wie sonst vom IUT zurück, sondern war bereits zum Essen da. Er hatte den Tisch gedeckt und ein paar Maispfannkuchen aufgewärmt. Das war die neueste Marotte von ihm und seinem Bruder. Sie aßen kein Brot mehr, nur noch Tortillas, die sie in Zwanzigerpackungen kauften und in die Mikrowelle steckten, damit sie schön weich wurden.

»Was ist das für ein Schal, Fus?«, fragte Gillou.

»Das ist kein Schal, Dicker, das ist ein Bandana.«

Ich sah mir das Halstuch genauer an – und war entsetzt.

»Fus, was ist das für ein Kreuz?!«

»Keine Ahnung, das ist nur ein Halstuch, das ich mir von einem Kumpel geliehen hab.«

»Fus, wenn du es nicht weißt, sage ich es dir: Das ist ein Keltenkreuz. Ein Keltenkreuz! Mein Gott, Fus, trägst du jetzt Fascho-Symbole?«

»Reg dich ab, Paps, das ist ein Bandana der Ultras, kein Fascho-Zeugs. Von der Roma, von ihrer Südkurve. Es ist ihr Erkennungszeichen. Bastien sammelt sie.«

Gillou hatte unserem Wortwechsel zugehört, ohne etwas zu sagen. Dachte er dasselbe wie ich? Dachte auch er, dass sein Bruder mit komischen Typen rumhing?

Fus steckte das Tuch schließlich in seine Hosentasche. Wir setzten das Essen in Frieden fort.

»Morgen Abend gehe ich nach der Arbeit noch zur Partei, wartet also nicht mit dem Essen auf mich.«

»Kein Problem, mach dir keine Sorgen«, antworteten sie unisono.

Es war lange her, dass sie mich das letzte Mal dorthin begleitet hatten. Als sie noch kleiner waren, bevor die Mutti krank wurde, gingen wir immer zusammen Flugblätter verteilen. Wir nahmen unsere Fahrräder, »ein Flyer in jeden Briefkasten, wenn mehrere Namen draufstehen, werft ihr so viele ein, wie es Namen gibt; ist der Kasten schon voll, werft ihr nichts ein; nicht, dass der Flyer auf den Boden fällt und es dann heißt, die Sozis machen Dreck.« Die beiden übernahmen eine Straßenseite, ich die andere. Sie wechselten sich ab, packten sich jeder eine Schachtel voll und traten kräftig in die Pedale, um ja vor mir fertig zu sein. Ich hörte sie lachen oder auch stöhnen, wenn der

Flyer nicht in den Schlitz passte. Als die Mutti bettlägerig wurde und ich vom Pendeln zwischen den verschiedenen Ärzten erschöpft war, übernahmen sie die Verteilung sogar allein, wie Erwachsene.

Es war mir ein Bedürfnis, regelmäßig bei der Partei vorbeizuschauen, so wie es anderen ein Bedürfnis ist, in die Kirche zu gehen. Auch wenn dort nicht mehr viel los war. Gehöre ich eben zu den letzten Mohikanern, dachte ich. Zum Verzweifeln brachte mich nur, dass wir uns immer mehr isolierten. Eine vereinigte Linke lag in weiter Ferne. Bisweilen hatte ich das Gefühl, dass einige von uns mehr Zeit darauf verwendeten, die Kommunisten zu bekämpfen, als Front gegen die Reichen zu machen. Wo war unser Kampfgeist geblieben? Wir saßen quatschend um Luciennes Kuchen herum ...

Ich hatte einen Apéro mit den Kommunisten von Villerupt organisiert. Von ihnen kam ein Dutzend, wir waren gerade mal sieben oder acht, und dafür musste ich noch das Auto nehmen und die Alten abholen, die sonst nicht gekommen wären. Wir tranken ein paar Gläschen, wir waren uns einig, dass es so nicht weitergehen könne, dass wir unbedingt mehr tun müssten, um junge Leute anzuziehen, und jeder drehte sich zu Jérémy um, dem einzigen jungen Mann im Raum, wir sangen die ›Internationale‹, kamen bis zur vierten Strophe, »diese Welt muss unser sein«, »das Volk verlangt nur, was ihm zusteht«.

Hat es irgendetwas bewirkt? Ich glaube nicht. An dem Abend habe ich viel unfassbares Zeug gehört, das ich nicht wahrhaben wollte. Es begann damit, dass es in Villerupt zu viele Dönerbuden gäbe und einer sich entrüstet fragte, wo wir eigentlich lebten. Warum störten sie Dönerbuden? Sie nahmen keinem einzigen Händler den Platz weg, höchstens Kurz- und Strickwarenhandlungen, in die sie noch nie einen Fuß gesetzt hatten. Waren ihnen kaputte Schaufenster und verblichene Kalkwände lieber? Die Dönerbuden waren zumindest ein Zeichen dafür, dass die jungen Leute noch hier essen gingen. »Ja, schon, aber die ziehen ein komisches Volk an«, wandte ein anderer ein, außerdem seien sie schäbig und für die Besitzer würde er seine Hand nicht ins Feuer legen, dazu Moscheeplakate und verdreckte Tische unter billigen Neonröhren. Ja, vielleicht. Es waren eben Leute von hier. Menschen wie du und ich. Die sich gern etwas Besseres leisten würden, aber keine andere Wahl hatten. All das dachte ich, sprach es aber nicht laut aus. Ich überließ es Jérémy, sich mit dem Kerl auseinanderzusetzen, ihm freundlich klarzumachen, dass er Stuss redete und wir Besseres zu tun hätten als den Quatsch von Marine Le Pen nachzuplappern.

»Du willst die Jüngeren erreichen?«, hatte Jérémy ihn gefragt. »Die gibt's zuhauf in den Dönerbuden. Vielleicht gefällt dir ihre Fresse nicht, aber glaub mir, allein mit ihnen werden wir vorankommen. Ob Araber oder nicht.«

Jérémy hat mir schon immer imponiert, bereits als Teenager. Er wusste, wie er uns aufrütteln konnte. Er hielt uns nicht für Idioten, und sobald sich ein Mix wirrer Ideen in den Köpfen festzusetzen drohte, brachte er uns wieder auf neue Gedanken. Ja, Jérémy besaß echt Redetalent.

Nachdem die anderen gegangen waren, lud ich ihn noch auf ein Glas ein. Nicht zu Hause. Ich wollte vermeiden, dass meine Jungs uns zusammen sahen. Wir gingen ins »Montana« und setzten uns ins Hinterzimmer.

Wir sprachen über die Geschichte mit den Dönerbuden, die geschmacklosen Bemerkungen der Genossen und darüber, wie es so weit kommen konnte. Ich wollte verständig und scharfsinnig wirken. Und auch Jérémy wählte seine Worte mit Bedacht. Wir wollten einander wohl nicht enttäuschen. Danach erzählte er mir von seinen Eltern, die allmählich zu alten Ärschen würden. Seinen Vater hatte man in die Arbeitslosigkeit geschickt. Zuerst hatten sie überlegt, in ihre alte Heimat zurückzukehren, hatten dann aber zu große Angst vor einem Neuanfang gehabt. Das Haus war fast abbezahlt. Und mit den Beihilfen und dem Gehalt, das Jérémys Mutter als Schüllassistentin bezog, kamen sie noch einige Jahre über die Runden, so zurückgezogen, wie sie lebten.

Es dauerte seine Zeit, bis Jérémy mich nach Fus fragte. Es war offensichtlich, dass er schwer damit zurechtkam, nichts mehr von meinem Sohn zu hören, nachdem sie so viele Nachmittage zusammen verbracht hatten. Damals dachten wir, die Eltern, sie seien Freunde fürs Leben geworden ... Ich spürte, dass ihm einiges durch den Kopf ging, er dachte sicher an die Mutti, ihre Liebenswürdigkeit, die Freude, mit der sie ihn jedes Mal willkommen geheißen hatte ... Wo war er am Tag ihrer Beerdigung gewesen? Hatte er in den Monaten davor noch mit Fus telefoniert, oder war das Tischtuch zwischen ihnen schon damals zerschnitten gewesen? Er erinnerte sich nicht mehr. Konnte keinen Tag ausmachen, an dem ihre Freundschaft geendet hatte. Und kam sich plötzlich wie ein Mistkerl vor. Es musste ihn schon länger bedrückt haben. Nicht genug, um die Kluft zu überbrücken, nur so ein Kribbeln. Die Hauptschuld lag dennoch bei Fus: Er hätte nicht mit dieser Bande rumziehen dürfen. An diesem Abend begriff Jérémy zum ersten Mal, dass die Geschichte komplizierter war. Er drehte sein kleines Bier auf dem alten Bierdeckel, versuchte, das Glas perfekt auf dem Muster auszurichten, und murmelte dann, sie hätten einfach den Draht zueinander verloren.

»Das kommt vor«, beruhigte ich ihn. »Mach dir deshalb keine Gedanken.«

5

Der Wirt war unsere Rettung gewesen. Er hatte sich darangemacht, die Tische abzuwischen. Auch unseren. So konnten wir das Thema wechseln, einen neuen Ansatzpunkt finden. Jérémy begann von Paris und seinem Studium im nächsten Jahr zu erzählen. Es sprudelte nur so aus ihm heraus, alles durcheinander, ohne Punkt und Komma, so als schämte er sich fast dafür, weshalb ich ihn schließlich bat, noch mal von vorn anzufangen.

»Nicht so schnell, wir haben alle Zeit der Welt, alles schön der Reihe nach, das interessiert mich.«

So bekam ich die Langfassung zu hören. Politikwissenschaft. Wie viel Schweiß es ihn gekostet hatte, da reinzukommen. Während der Auswahlgespräche war er nur Sprösslingen aus guten Familien begegnet. Das hatte ihn zögern lassen. Das Vernünftigste wäre gewesen, das erste Jahr am deutsch-französischen Campus der »Sciences Po« in Nancy zu absolvieren. Doch er hatte sich entschieden, aufs Ganze zu gehen und sich für die Aufnahmeprüfung an der großen Elite-Uni *École Nationale d'Administration* vorzubereiten. Erbärmliche vierzig Studienplätze wurden dort vergeben, für ganz Frankreich.

»Willst du Minister werden?«, war alles, was mir dazu einfiel. Ich war einfach nicht auf der geistigen Höhe dieses jungen Mannes, der sich gerade abgemüht hatte, mir die Feinheiten seiner Zukunftspläne zu erklären, war nicht klüger als die Holzköpfe bei unseren Versammlungen.

Jérémy nahm es mir nicht übel.

»Minister? Ich weiß nicht ... vielleicht in einem Ministerbüro arbeiten ... ja, warum nicht, könnte sein.«

Das war typisch Jérémy. Er wusste, wie er mit den Jungs an der Basis reden musste, ohne sie spüren zu lassen, dass er für den Quatsch, den sie erzählten, zu intelligent war.

»Nur mein Vorname ist bescheuert für das, was ich vorhabe«, fuhr er mit einem verlegenen Lächeln fort, »der lässt mich wie ein Schwächling daherkommen. Nimm zum Beispiel Kevin. Da hat man eine ganz andere Vorstellung. Man weiß, was einen erwartet. Die Leute sehen dich gern als den Kevin, der sich die ENA zutraut. Jérémy hingegen klingt nach nichts, wie ein Bastard.«